

Januar - Arbore

Biyya Arbore, das Land der Arbore, liegt im äußersten Südwesten Äthiopiens im Great Rift Valley, dem Ostafrikanischen Grabenbruch. Die 600 Meter hoch gelegene Ebene wirkt auf den ersten Blick sehr karg auf ihre Besucher. In der staubigen Dornensavanne ist es stets um einige Grad heißer als im Umland, so daß Temperaturen zwischen 35 und 40°C durchaus die Regel sind. Ursache dafür ist der Wind, ein zwischen den Bergen eingefangenes riesiges Heißluftgebläse, das die Bewohner verfolgt und austrocknet, anstelle Kühlung zu verschaffen. Zwischen den Regenzeiten treiben fast täglich Sandteufel ihre derben Späße in der Savanne. In dieser rauhen Fremde bitte ich um Aufnahme bei den Arbore.

"Ar" bedeutet Bulle, "Bore" ist das Land. In diesem "Land der Bullen" gibt es 4 Dörfer der Arbore, jeweils zwei diesseits und jenseits des Woito-Flusses. Gondoroba, das Dorf in dem ich gelebt habe, ist mit rund 1000 Einwohnern die größte Siedlung. In Arbore angekommen, werde ich in eine Hütte geführt, in der ein Symposium der Ältesten im Halbkreis zusammensitzt, um über

mein Bleiben oder Gehen zu beratschlagen. Ein einziges Wort kann ich immer wieder heraushören: "*Ferenji*" - "Fremder". Ansonsten verstehe ich kein Wort von ihrer Diskussion, versuche deshalb aus Mimik und Tonfall ihre Entscheidung abzuleiten. Aber es gelingt mir nicht, zu fremd sind mir Sprache und Gebärden. Erst als mir ein Glas *haraké*, Schnaps, angeboten wird, weiß ich, daß ich bleiben darf und bin erleichtert. Am Ende der Sitzung bedankt sich einer der Ältesten bei *waqa*, dem Gott, über mein Kommen, über meine Neugier, das Leben der kennenlernen zu wollen, um später davon in meiner Heimat zu berichten. Mit der Bitte um Frieden und der Aufforderung, die Traditionen und Gebräuche der Arbore zu respektieren, wird mir der Zutritt in ihre Gesellschaft gewährt.

Jahrhundertealte Regeln bestimmen das gesamte Leben der Arbore. So ist auch die bauliche Struktur des Dorfes seit Generationen streng fixiert. Alle Hütten der insgesamt 10 Clans ordnen sich in einem großen Kreis um den zentralen Dorfplatz, den *naab*. Dabei zeigen die Hütten der einzelnen Clans mit ihrer Öffnung immer in die Himmelsrichtung, aus der ihre Vorfahren der Überlieferung nach einmal gekommen sein sollen. Die meisten der Clans leiten ihre Abstammung von benachbarten Ethnien der

Region ab. Der zentrale Dorfplatz dient als öffentlicher Versammlungsort und nächtlicher Tanzplatz. Er darf nur auf den festgelegten Wegen durchschritten werden, gut sichtbaren Trampelpfaden, die einen Clan mit dem anderen verbinden. Weiterhin werden hier Neuankömmlinge, die durch Heirat in die Gemeinschaft der Arbore aufgenommen werden wollen, angesiedelt, wo sie eine Zeit lang im Mittelpunkt der Öffentlichkeit und somit der Beobachtung durch die Clans stehen.

Die Siedlungsbezeichnung "Arbore" ist Spiegelbild der Ideologie seiner Bewohner. Hauptnahrungsquelle ist Sorghum, eine große Hirseart. Fleisch wird fast ausnahmslos von Ziegen und Schafen genutzt. Der Stolz einer Familie aber sind ihre Rinder. Sie sind Zeichen ihres Wohlstandes, ihrer Fähigkeiten, ihrer sozialen Stellung. Die Herde ist Abbild ihres Prestiges, weitaus höher einzuschätzen als deren reale Bedeutung zum Überleben.

Als Agropastoralisten leben die rund 3000 Arbore hauptsächlich von Sorghum, bauen weiterhin Mais, Hülsenfrüchte und Kürbisse an. Die Rinder spielen als Nahrungsmittellieferanten nur eine sehr untergeordnete Rolle, da von ihnen lediglich Milch und Blut genutzt

werden. Geschlachtet werden diese Tiere nur sehr selten, ausschließlich aus zeremoniellen Anlässen.

Umgeben von einem dichten Zaun aus Ästen und Dornengestrüpp ist vor den Hütten jedes Clans zeitweise ein Viehkral angelegt, in dem nachts die Rinder aller zugehörigen Clanfamilien untergebracht sind. Jetzt, in den Monaten der Trockenheit, müssen die Hirten mit ihren Rindern weite Strecken für die Nahrungssuche zurücklegen. Die Herden kehren nicht täglich ins Dorf zurück, sondern sind nachts in temporären cattlecamps, den *furitch*, untergebracht. Die Kralumzäunung im Dorf zerfällt. Das Holz wird verbrannt oder zur Ausbesserung der Hütten verwendet. Nur das Eingangstor bleibt stehen, als Symbol für die Wiederkehr ins Dorf und die Beendigung der Trockenperiode.

Februar – Bamira

Um mir den Einstieg in Arbore zu erleichtern, bekam ich durch die Ältesten eine Begleiterin, meine *bamira*, zugewiesen. Dies war meine Initiation in ihre Gesellschaft. Durch meine *bamira* erhielt ich

eine wohldefinierte Position bei den Arbore, die mir eine Sozialisation in ihrer fremden Kultur überhaupt erst ermöglichte.

Eine *bamira* zu haben bedeutet wesentlich mehr, als nur mit einer Begleiterin ausgestattet zu sein. Sie ist Freundin, Vertraute, Beschützerin, Sinnesschwester und Kritikerin. Eine *bamira* zu haben bedeutet Glück und Schutz, aber auch Verantwortung. In der Regel kann eine *harraté*, ein junges unverheiratetes Mädchen der Arbore, eine bis maximal drei andere Mädchen zu seiner *bamira* erwählen. Die Mädchen wachsen miteinander auf, helfen sich gegenseitig, wie bei der Organisation der so begehrten Halsketten und der Butter zum Einreiben für den nächtlichen Tanz. Sie haben ihre kleinen und großen Geheimnisse, von denen sonst niemand weiß. Sie sind jeden Tag aufs Neue füreinander da, füreinander verantwortlich. Nach ihrer Heirat jedoch scheint für sie die Bedeutung, eine *bamira* zu haben, zu sinken, die Beziehung scheint abzuflachen. Zu sehr ändert sich der Alltag der jungen Frauen, die geforderten Aufgaben, das gesamte Umfeld der nunmehr Verheirateten.

Seit meiner Initiation redet mich jeder nur noch mit "*bamira* Rufo", "Freundin von Rufo", an. Rufo und ich wurden füreinander bestimmt. Wir haben einander nicht aussuchen können, so wie man sich seine Freunde eigentlich auswählt. *Bamirtaw*, meine *bamira*, ist mit der Zeit wirklich zu meiner Freundin geworden, eingeschlossen aller Höhen und Tiefen, die eine innige Freundschaft ausmachen. So haben wir auch unsere Reibungspunkte, unsere Grenzen im gegenseitigen Verständnis. Jedoch bin ich durch sie in eine Familie integriert und kann so die einzelnen Mitglieder bei ihren alltäglichen Arbeiten begleiten, befragen und fotografieren. Nach einigen Tagen der Gewöhnung wurden weder ich persönlich, noch meine Kamera als störende Elemente empfunden. Wenn ich anwesend bin, bietet mir niemand mehr aus der Familie eine theatralische Vorstellung dar, sondern alles läuft weiter im gewohnten Rahmen der Normalität und Selbstverständlichkeit ab.

Für Außenstehende geben Rufo und ich sicherlich ein komisches Bild ab, wenn wir Hand in Hand den Rindern hinterherlaufen und *bamira* mir leise ihre Lieder vorsingt, deren Sinn ich zu verstehen suche. Ohne *bamirtaw* würden mir zahlreiche Informationen aus

der Gesellschaft der Arbore verborgen bleiben, oder sogar nicht einmal zugänglich sein. So bin ich ihr und den Initianten unserer Freundschaft sehr dankbar für dieses kostbare Kleinod. Nicht zuletzt deshalb, weil mir die Gewißheit, eine *bamira* zu haben, die Rückkehr nach Arbore immer wieder erleichtern wird.

März – Irri, der Regen

Die Arbore im Great Rift Valley kennen zwei Regenzeiten. *Guh*, den großen Regen, in den Monaten März bis Mai. "*Guh*" bedeutet in ihrer Sprache auch "Jahr". Die Arbore sagen, die große Regenzeit hat einen männlichen Charakter. *Guh* ist "wie ein Mann: beständig, kraftvoll und zuverlässig".

Im Gegensatz dazu steht *hegai*, die kleine Regenzeit. Ihr wird nachgesagt, sie sei weiblich. Nicht weil sie klein, sondern weil sie so launenhaft ist. *Hegai* ist "wie eine Frau, denn sie macht, was sie will". Tatsächlich ist die kleine Regenzeit sehr unbeständig in ihrer Wassermenge. Manchmal fallen nur wenige Tropfen, bisweilen übertrifft sie mit ihren Wassermassen bei weitem die große Regenzeit. Oder es ist irgend etwas dazwischen. Ab und zu warten

die Arbore auch umsonst auf *hegai*, die launische Frau. Aber dieser letzte Fall trifft auch für *guh*, den zuverlässigen Mann zu, denn laut Statistik fällt durchschnittlich jede fünfte Regenzeit bei den Arbore aus.

So ist die Zeitspanne zwischen den Regenperioden immer sehr spannungsgeladen, besonders in den Wochen unmittelbar vor der anstehenden Regenzeit.

Die Trockenperioden haben bei den Arbore nur einen einzigen Namen: *maar* - Hunger. Bei meinem zweiten Aufenthalt in Arbore erfahre ich am eigenen Körper, wie wahr diese Bezeichnung ist. Es ist Februar, der Monat, der "*gaar maar*" genannt wird, was soviel wie "ganz nahe am Hunger" bedeutet. Es gibt kaum einen Tag, wo das Quecksilber unter 40°C stehen bleibt. Das Land ist staubtrocken, der Fluß längst zu einem Trampelpfad für Herden und Hirten geworden. Sonne und Wind sind erbarmungslose Geschwister in der Savanne. Immer wieder bilden sich Sandteufel, die über die Ebene rasen. Manchmal bemerke ich diese Wirbel zu spät, stehe inmitten in der Kanonade aus Milliarden von

Sandkörnern und kann nur noch versuchen, Gesicht und Kamera zu schützen und die Luft anhalten.

Guh, der beständige, zuverlässige Mann, hat sich in diesem Jahr verspätet. Nicht nur ich blicke immer häufiger sehnsüchtig in den wolkenlosen Himmel, ob sich nicht doch irgendwo Anzeichen eines kleinen Schauers bemerkbar machen. Die häufigste Frage, die ich in dieser Zeit höre, ist: "*Irri iy yehene?*", "Ist der Regen gekommen?", auch wenn die Befragten, meistens Hirten, nur wenige Kilometer vom Dorf entfernt waren. Dies ist nicht weiter verwunderlich, denn ab und zu treten jetzt, Anfang März, kurze, örtlich sehr begrenzte Regengüsse auf. Diese sehr heftigen Schauer, die nur wenige Quadratkilometer bedecken, reißen in wenigen Minuten die trockene Erdkruste auf. In dem unterhöhlten Boden entstehen tiefe Spalten und Gruben, zu hart ist die Erde, als daß sie die Wassermassen in so kurzer Zeit aufnehmen könnte, zu plötzlich und ungestüm wird Mutter Erde von ihrem launischen Geliebten mit nassen Küssen überschüttet, als daß sie sich von seinen Milliarden Liebkosungen auf der Stelle erweichen lassen könnte. Allabendlich sind jetzt Gewitter in den Bergen Richtung

Jinka zu sehen. Mit jedem Blitz steigt die Gewißheit, daß der große Regen in diesem Jahr doch noch kommen wird. Hoffentlich..

April - Grazmach

Die Arbore zählen ihre Jahre nicht. Sie haben zwar Bezeichnungen für die einzelnen Monate - Jahreszahlen, Daten oder Geburtstage sind ihnen aber unbekannt und in ihrem sozialen System auch vollkommen nutzlos. Anstelle dessen besitzen die Arbore ein definiertes Alters- und Generationsklassensystem, in das jedes Mitglied der Gesellschaft fest integriert ist.

Jede Generationsklasse setzt sich aus vier aufeinanderfolgenden Altersklassen zusammen. Der Altersunterschied innerhalb einer Altersklasse beträgt maximal neun Jahre, so daß in einer Generationsklasse Mitglieder der Arbore mit einer Altersspanne von 35 Jahren zusammengefaßt sind. Kinder unter 10 Jahren sind noch nicht in eine speziell benannte Altersklasse eingeteilt, sondern werden *morqo* genannt. Erst wenn die Ältesten jener bis dato undefinierten Gruppe 18 Jahre alt sind, erhält diese Altersklasse

der nunmehr 10 bis 18jährigen bei einem Festakt ihren eigenen Namen.

Jede einzelne Alters- und Generationsklasse bekommt in einer Zeremonie eine spezielle Bezeichnung, die ein ganzes Leben lang von ihren Mitgliedern beibehalten wird. Durch diesen allgemein bekannten Terminus wäre jeder Arbore in der Lage, das Alter eines anderen Arbore anhand dessen Zugehörigkeit zu seiner bestimmten Altersklasse zu ermitteln. Dafür müßte er nur die einzelnen Altersklassen, deren Reihenfolge ihm bekannt ist, in ein Verhältnis setzen. In der Gesellschaft der Arbore ist dies aber eine ausgesprochen sinnlose Handlung. Nicht die quantitative sondern die qualitative Altersbestimmung, die sich aus der eindeutigen Zugehörigkeit eines Arbore zu einer bestimmten Altersklasse ergibt, ist von Bedeutung, denn aus dieser Beziehung ergeben sich wichtige Heiratsregeln und gesellschaftliche Umgangsformen. Mit einer ausschließlich abstrakten Altersangabe in Form von Zahlen ist in der Gesellschaft der Arbore absolut nichts anzufangen.

Grazmach gehört in der Generationsklasse *Ogalsha* zur ältesten Altersklasse *Obarsha*. Sein Alter schätze ich auf Mitte 80, was

auch durch andere Arbore bestätigt wurde. Er ist eine der schillerndsten Persönlichkeiten, die mich vom ersten Tag an in ihren Bann gezogen hat. Sein eigentlicher Name, Gino Sura, wird von niemandem mehr gebraucht. Jeder spricht ihn mit "Grazmach", einem aus dem Amharischen abstammenden militärischen Titel an.

Vor der letzten *naar* - Zeremonie 1992 war Grazmach viele Jahre der *kyrnat*, der politische chief der Arbore. Bei jener erwähnten Zeremonie, die ungefähr alle 40 Jahre stattfindet, gibt die bis dahin regierende Generationsklasse ihre politische und religiöse Führung ab und macht Platz für die nachfolgende jüngere Generationsklasse der 10 bis 45jährigen. Die junge Generationsklasse erhält bei dem festlichen Akt ihren Namen. 1992 war es der Name "*Milbasa*".

Mit der Abgabe der politischen Führungsposition haben Einfluß und Mitspracherecht Grazmachs und der anderen Ältesten in der Gesellschaft aber nicht aufgehört. Im Gegenteil, ihre Entscheidungen gelten, bedingt durch Ansehen und Erfahrungen als letzte Instanz. Grazmach strahlt eine für mich nie erlebte Würde

und Ruhe aus. Seine autoritäre Erscheinung ist immer mit Freundlichkeit gepaart. Respekt und Achtung, die ihm entgegengebracht werden, gibt er immer zurück. Eines seiner obersten Gebote ist es, den Gesprächspartner immer ausreden zu lassen. Eine Eigenschaft, die ich bei den Jüngeren manchmal vermisse. Die Gespräche, die ich mit ihm führen darf, sind von einer ausdrucksstarken Betonung geprägt, die den meisten Alten eigen ist.

Oft, soweit es die Regeln des Anstandes erlauben, sitze ich einfach nur bei Grazmach in der Hütte, lausche seinen Erzählungen und beobachte seine klassischen Gebärden. Ich bin regelrecht fasziniert und schöpfe allein durch seine Ausstrahlung Kraft für mich.

Eine Eigenschaft Grazmachs, die seine Altersgenossen nicht unbedingt mit ihm teilen, ist seine Neugier auf andere Welten, die Moderne oder auf mögliche kommende Veränderungen. Auf der einen Seite traditionsbewußt zeigt Grazmach auch die Courage zur Neuorientierung. Er ist offen für einen möglichen Wandel in

einzelnen Bereichen, soweit dieser sich seiner Einschätzung nach positiv auf die Gesellschaft der Arbore auswirkt

Mai - Arbeitsteilung

Viele Gedanken über Kindsein und Familie haben sich mir in Arbore aufgedrängt. Gedanken, die den dortigen Mädchen und Frauen gar nicht in den Sinn kommen werden, zu selbstverständlich ist ihnen ihr Lebensweg, der ihnen von Geburt an durch ihr Geschlecht vorbestimmt ist.

Die Sozialisation der Arbore findet durch die alltäglichen Arbeiten statt, denen, so gering sie auch erscheinen mögen, von allen Seiten Achtung entgegengebracht wird. Nie habe ich jemanden geringschätzig über die Tätigkeit eines anderen reden hören. Im Gegenteil, der Wert der alltäglichen Arbeiten wird von allen Seiten anerkannt und hoch geschätzt. Lob wird selten direkt ausgesprochen. Vielmehr werden abends vor der Hütte die Geschehnisse des Tages ausgewertet, die Arbeiten einzelner hervorgehoben.

Schon die Kleinsten sind sich ihrer Bedeutung bewußt, die sie sich durch ihren Arbeitsbeitrag in der Familie geschaffen haben. Dabei werden die Kinder ihr Tun nicht als Arbeit im Sinne einer aufgezwungenen Belastung auffassen. Sie wachsen eher spielerisch in ihre Tätigkeiten hinein, die zu alltäglich und normal sind, als daß die Kinder diese als besondere Mühe oder Inanspruchnahme ihrer Person betrachten.

Die Trennung des Alltags von Mädchen und Jungen beginnt schon im frühen Kindesalter. Dies ist jedoch nicht auf ein Verbot ihres gemeinsamen Umgangs zurückzuführen, sondern vielmehr das Ergebnis ihrer separaten Betätigungsfelder, die einen Mangel an gemeinsamen Aktivitäten selbstverständlich werden lassen. Die Jungen üben ihre Geschicklichkeit, messen täglich ihre Kräfte und ihre Schnelligkeit untereinander. Kein Junge würde je Wasser von der Pumpe holen! Viel lieber übt er mit Pfeil und Bogen schießen oder zieht mit den Rindern umher, wo er seinen Drang nach Freiheit und Achtung durch Verantwortung befriedigen kann. Aus diesem Grund ist das Rinderhüten bei den *harratés*, den jungen unverheirateten Mädchen, auch so beliebt. Dies ist eine der

wenigen Tätigkeiten, die sie ebenso wie die Jungen ausüben dürfen.

Üben die Jungen schießen helfen die Mädchen größtenteils im Haushalt. Die benötigten Handgriffe hierfür erlernen sie durch Zuschauen und Nachahmen. Nur manchmal wird ihnen direkt etwas von den Älteren gezeigt. Ansonsten eignen sie sich spielerisch die Tätigkeiten an, die ihren späteren Alltag ausfüllen werden - Hirse mahlen, Wasser holen, Essen kochen und Kinderbetreuung. Wird ein neues Kind in der Familie geboren, ist das nächstältere Mädchen für Nachwuchs der Familie verantwortlich. Die manchmal erst Fünfjährige schleppt dabei ihr jüngeres Geschwisterkind, das sie mangels ausreichender Körperkraft oftmals noch gar nicht richtig tragen kann, den ganzen Tag mit sich herum, achtet darauf, daß sich der Säugling beim Krabbeln nicht verletzt und singt und wiegt ihn rhythmisch auf ihrem Schoß in den Schlaf. Jetzt, wo die Hirse fast reif ist und jeder einzelne auf den Feldern gebraucht wird, haben die Clans tagsüber eine gemeinsame Kinderbetreuung organisiert. Abwechselnd achten die Großmütter und Urgroßmütter einer Familie auf die Null- bis Vierjährigen des gesamten Clans. Dabei ist immer eine Hütte

Krabbelstube und Schlafzimmer für die Jüngsten. *Wori*, das Gehöft, wird zu einem Kindergarten umfunktioniert.

Die frühe Trennung von Mädchen und Jungen beginnt locker und läßt noch einige Überschneidungen, wie beim Hüten der Rinder oder bei der Feldarbeit, zu. Mit zunehmendem Alter wird die Arbeitsteilung jedoch radikalisiert. *Sallés*, verheiratete Frauen, hüten keine Rinder mehr. Die einzige Tätigkeit, die sie mit ihren Männern gemeinsam ausführen, sind Saat und Ernte des Sorghums, weil hier jede Hand innerhalb einer eng bemessenen Zeitspanne gebraucht wird. Ansonsten ist der Arbeitsalltag von verheirateten Männern und Frauen vollständig getrennt.

Die alltäglichen Arbeiten müssen in erster Linie Kinder, Jugendliche und Frauen bewältigen. Der Schutz der Familie und der gesamten ethnischen Gruppe liegt in den Händen der Männer. Auch wenn diese Arbeitsteilung nicht immer ein Verhalten produziert, welches, mit unseren Augen gesehen, gentlemanlike ist, wenn Frauen täglich ein Vielfaches von dem nach Hause schleppen, was Männer tragen, ohne daß der Anblick eines solchen durch die Last gekrümmten Rückens das starke Geschlecht schert, geschweige

denn Hilfe von dieser Seite angeboten wird, so stellt diese strikte geschlechtsspezifische Aufteilung der Arbeitsbereiche doch ein in sich fast geschlossenes System dar, welches auch funktioniert. Würde nur eine einzelne Komponente verändert, funktionierte das gesamte System nicht mehr.

Juni - Sorghum

Obwohl Wohlstand und sozialer Status einer Familie zum großen Teil an deren Rinderherde gemessen wird, ist es das Sorghum, welches die eigentliche Existenzgrundlage der Arbore bildet. Die Rinder sind das Symbol für Reichtum, die Hirse aber bietet den Menschen die tägliche Nahrung.

Rubbu, wie die Arbore ihre Hirse nennen, ist als Hauptnahrungsquelle in vielfältigen Varianten vorhanden. Ausgehend von den vier Sorghumspecies *emado*, *losuro*, *akado* und *gababo*, die sich grundlegend in Farbe, Geschmack, Größe und somit ihrer Verwendung unterscheiden, gibt es zahlreiche Subvariationen, deren Anzahl jährlich unwillkürlich schwankt. Durch zufällige Kreuzung entstehen sie auf dem Feld einer Familie und

sind oftmals nur in einem einzigen Jahr anzutreffen. Erweist sich eine neue Subvariante jedoch als qualitativ sehr gut, wird sie von den Arbore bewußt weitergezüchtet und verbreitet. Den Arbore sind weit über 100 dieser Subvarianten bekannt. Die Taxonomie einer Subvariante läßt Rückschlüsse auf deren Herkunft zu, das heißt, welche Person, Familie oder ethnische Gruppe diese Sorte gezüchtet hat oder sie läßt auf deren Farbe bzw. Geschmack schließen.

Emado, die süße, weiße Hirse, ist außerordentlich beliebt. Sie wird vor allen Dingen für *danuts*, die gedämpften Hirseröllchen verwendet. *Gababo*, die rote Hirse, schmeckt hingegen relativ bitter, ist aber durch ihren hohen Nährwert und ihre große Resistenz gegenüber Schmarotzern die vorderrangig angebaute Spezies. Der Vorzug der etwas süßen *losuro* - Art liegt in ihrem hohen Ernteertrag, wohingegen *akado* überdurchschnittlich schnell wächst.

Die Arbore ernten zweimal im Jahr, immer am Ende der Trockenperioden. Gerade jetzt, Ende Februar, der Zeit "nahe am Hunger", werden alle Hände auf den Feldern gebraucht. Zu Hause

bleibt nur eine einzige *harraté*, die gemeinsam mit einer *sallé*, einer verheirateten Frau, das Mittagessen für alle anderen Clanmitglieder, die auf den Feldern arbeiten, vorbereitet. Eine von den beiden bringt mittags *buna*, Milchkaffee und *danuts*, gedünstete Hirseröllchen, oder *lassa*, flaches, auf Stein gebackenes Hirsebrot auf die gut eine Stunde Fußweg entfernten Felder. Manchmal ist sie in der Begleitung eines kleinen Mädchens, welches beim Tragen helfen kann, aber noch zu jung ist, um schon von Sonnenaufgang bis zum Einbruch der Dämmerung auf dem Feld zu arbeiten.

Auch die Jüngsten müssen mithelfen, die Ernte zu schützen. Ihre Aufgabe besteht im Verscheuchen der hungrig einfallenden Vogelschwärme. Zu diesem Zweck sind in den Feldern verstreut kleine Plattformen erbaut worden, von denen aus die Kinder und Jugendlichen mit Pfiffen und Lehmklumpen die fliegenden Erzfeinde verjagen. Genauso wie die Menschen bevorzugen die Vögel aufgrund des Geschmacks *emado*, die süße weiße Hirse. Diesem Problem wird schon bei der Aussaat entgegengewirkt. Die Felder werden so bestellt, daß die am meisten gefährdete *emado* - Hirse im Zentrum angebaut wird, wo die meisten Plattformen zum

Schutz stehen. Die bittere, bei Tier und Mensch weniger favorisierte *gababo*, wird hingegen an der Peripherie ausgesät.

Das Verjagen der Vögel ist weder eine leichte noch amüsante oder gar romantische Aufgabe. Die Kinder und jungen Mädchen stehen wochenlang von Sonnenaufgang bis kurz vor der Abenddämmerung in der prallen Sonne, 10 bis 12 Stunden jeden Tag. Dabei ist es mittags schon im Schatten bei über 40°C unerträglich heiß. Doch sie müssen achtgeben, müssen versuchen mit lauten Rufen oder wohlgezielten Lehmklumpen, die sie mit Hilfe einer Peitsche in die einfallenden Schwärme schleudern, die Hirse zu schützen. Ohne ihre Arbeit, würden die nimmersatten Parasiten kein Korn für die Ernte übriglassen. Niro, die hier auf dem Foto zu sehen ist, ist 6 Jahre alt.

Juli - Armar

Armar ist der älteste unverheiratete Sohn meiner Familie in Arbore. Bei meinem ersten Aufenthalt war unser Kontakt sehr begrenzt, wollte ich doch das Fettnäpfchen einer angedichteten Affäre umgehen. Viele Bereiche der jungen Männer sind mir, nicht zuletzt

aus diesem Grund, fremd geblieben. Einerseits stand ich mir mit meiner Vorsicht selbst im Wege, andererseits bin ich tatsächlich von vielen Lebensbereichen der jungen Männer ausgeschlossen.

Anfangs ist es immer ausgesprochen schwierig, Jungen oder Männer der Arbore zu fotografieren. In die Gruppen der Frauen bin ich immer schnell integriert, so daß sie mich mit der Kamera nicht mehr als etwas Besonderes oder Lästiges ansehen, sondern sich unbefangen in ihrem Alltag fotografieren lassen. Bei den jungen Männern ist dies immer ein Problem, oftmals sogar unmöglich, Bilder zu bekommen, die nicht extra für mich arrangiert werden. Da wird sich in Position gestellt, ein besonders festliches Gesicht gemacht, Haltungen eingenommen, die zwar stolz aber völlig aus dem Zusammenhang ihrer Arbeit gerissen sind.

Auch Armar läßt mich anfangs durch seine gestellten Mimik und Gestik vom Fotografieren absehen. Erst bei meinem zweiten Aufenthalt hat er mich, wenn auch als fremden, Partner akzeptiert. Seine Anerkennung habe ich erst durch das gemeinsame Rinderhüten erlangt und durch einen Tanz im ersten Regen der Saison.

Auf unseren Wanderungen beantwortet Armar meine Fragen immer etwas spöttisch. Er erklärt mir die Rinder, ihre Unterscheidungsmerkmale nach Färbung des Felles, Körpergröße und Krümmung der Hörner. Einmal will ich ihm meine besondere Aufmerksamkeit beweisen. "Wieviele Rinder hat deine Herde heute?", "*Urro otaako kaako?*", fragte ich ihn. Er zuckt nur mit den Schultern. Stolz meiner arithmetischen Fähigkeiten berichte ich ihm von 27 Tieren. Mit einer lässigen Handbewegung weist er fast hämisch auf eine Stelle im hohen Schilfgras und fragt, ob ich auch diese graue Kuh dort mitgezählt habe. Natürlich habe ich gerade diese übersehen. Armar dreht jetzt den Spieß um und stellt mir Fragen über meine Heimat. Wir führen ein ungewöhnliches Gespräch über Ochsen und Pflüge, Melkmaschinen, Blutwurst und Moralvorstellungen. Die Inhalte seiner Fragen sind meistens überraschend, zu verschieden sind seine Interessen und Ansichten von den meinen. Oftmals glaubt er mir auch nicht und ich brauche viele Worte um ihn beispielsweise davon zu überzeugen, wieviel Milch eine deutsche Kuh durchschnittlich gibt.

Innerhalb der drei Jahre, die zwischen meinen beiden Besuchen in Arbore liegen, hat sich Armar sehr gewandelt. Seine ursprüngliche

Verschlossenheit ist verschwunden. Sein jugendlicher Stolz ist einem offenen Verantwortungsbewußtsein für seine Familie gewichen. Nach dem Tod seines Vaters vor damals sieben Monaten trägt Armar einen Großteil der Verantwortung für seine Familie, für seine Mutter und die jüngeren Geschwister. Er spricht den allabendlichen Dank an *waqa*, den Gott der Arbore, aus, indem er den ersten Schluck der frisch gemolkenen Milch in alle Himmelsrichtungen ausspuckt. Er ist verantwortlich für den körperlichen Schutz der Familie, den Schutz der Felder vor tierischen Eindringlingen und er fühlt sich verantwortlich für die Belange der Sittlichkeit in seiner Familie. Seit einiger Zeit hat seine Schwester, meine *bamira*, einen Geliebten, "*ka'im*". Offiziell ist sexueller Kontakt zwischen noch nicht Verheirateten entschieden verboten. Armar achtet deshalb besonders streng auf seine große Schwester. Außerdem scheint ihm Badako, *bamiras* Geliebter, nicht recht zu sein. Möglicherweise weil dieser Vollwaise ist und Armar seine Schwester nicht in die dadurch bedingten relativ armen wirtschaftlichen Verhältnisse geben möchte. Vielleicht hat Badako aber auch einen schlechten Ruf. Doch *bamira* hat ebenfalls einen starken Willen. Flüsternd berichtet sie mir, daß sie

sich wieder mit ihrem *ka'im* getroffen hat. Einmal hat Armar sie erwischt und dafür geschlagen, eine disziplinarische Maßnahme, die ihm erlaubt ist.

August - Feuer

Mit Beginn der Dämmerung kehren die Herden langsam heim. Zum Ende der Trockenzeit ist nur noch spärliches Futter zu finden. Die Hirten müssen mit ihren Rindern sehr weite Strecken zurücklegen. Daß die Zeiten mager sind, sieht man den Zebus an. *Karu*, die Fetthöcker auf ihrem Rücken sind eingefallen, zu kleinen Wölbungen geschrumpft. Becken und Rippenknochen ragen spitz aus ihrem Körper hervor. Die Milch, die sie geben, reicht längst nicht mehr aus, um die Kinder und Heranwachsenden der Familie zu versorgen. Der Fluß ist seit Wochen ausgetrocknet, die Wasserlöcher weit entfernt. Alle fünf oder sechs Tage werden die Rinder nicht getränkt, wird ihnen im Kral ein Tag Ruhepause gegönnt.

Die Hirten treten den Rückweg sehr gemächlich an. An jedem Strauch oder Grasbüschel, das noch ein wenig Grün zeigt, bleiben

die Tiere stehen um zu weiden. Die Jungen und Mädchen, welche die Rinder betreuen, setzen sich gelassen dazu und warten. Die Herden finden den Heimweg allein. Sobald es dunkel wird, hört man im dichten Gesträuch aus allen Richtungen die Glocken der Leitbullen. Im Dickicht sind die anderen Rinder nicht zu sehen, aber die Hirten erkennen am Klang der Glocken, zu wem die anderen Herden gehören.

Mittlerweile ist es stockfinster. *Lee*, der Mond, wird erst in einigen Stunden aufgehen. Die Herden sammeln sich an den eingetretenen gewohnten Pfaden in der Ebene. Die Hauptaufgabe der Hirten besteht jetzt darin, aufzupassen, daß kein Tier zurückbleibt und sich die Herden nicht vermischen. Eine Aufgabe, die kaum lösbar erscheint, sind doch Farbe und Zeichnung der Rinder mit der Dunkelheit längst verwischt, die Tiere nur noch als hell- oder dunkelgraue Silhouetten zu erkennen. Nur ein Mal muß Armar, der heute die Rinder der Familie betreut, zurücklaufen, um zwei Kälber wieder heranzuholen. Ansonsten hält er die Tiere ohne Schwierigkeiten mit einem speziellen Pfiff und ein paar Rufen zusammen.

Die abendliche Ruhe überträgt sich auf Mensch und Tier. Einige Jungen singen Lieder, leise lachend werden die Geschehnisse des Tages ausgetauscht. Einmal verstehe ich einen Witz, der über mich gemacht wird. Armar wird gefragt, was für ein neues Tier mit seiner Herde mitstolpert. Die Frage löst überall Gelächter aus.

In den Bergen sehen wir vereinzelt Feuer, welche Aufenthaltsorte der Harmar signalisieren. Auch in unserem Dorf müssen jetzt die Feuer angefacht werden, sowohl in den Hütten, als auch in den Viehkralen. Für *laak*, das Feuer im Kral, haben Frauen und Kinder den Dung gesammelt, ebenso wird dort der Schmutz, der aus den Hütten zusammengekehrt wurde, verbrannt. Wenn die Herden heimkehren, müssen die anwesenden Kinder dafür sorgen, daß die Feuer im Kral brennen. Die Feuer weisen den Tieren den Weg zu ihrem Schlafplatz und sie sind die einzige Lichtquelle für das abendliche Melken.

Im Kral angekommen werden den Milchkühen die Hinterläufe zusammengebunden und ihnen etwas Milch abgenommen, bevor sie ihre ungeduldig wartenden Kälber ein wenig säugen dürfen. Die Kälber, die noch zu jung für die tägliche Wanderung der Herde sind,

bleiben tagsüber im Kral und werden nur ab und zu von den Jüngsten eine kurze Strecke herumgeführt. Der überwiegende Rest der Milch wird anschließend für die Kinder des Clans abgemolken.

Die drei Milchkühe geben nur einen halben Liter Milch in das Gefäß. Armar, der nach dem Tod seines Vaters der Älteste der Familie ist, nimmt den ersten Schluck Milch aus der *kurum*, dem Milchbehälter, und spuckt ihn als Zeichen des Dankes und der Segnung vor die Hütte.

Nach dem Melken verglimmen die Feuer langsam. Die Jungen legen noch etwas feuchten Dung auf, damit die Feuer die ganze Nacht hindurch schwelen. Der Qualm stellt einen guten Schutz gegen Mücken und andere Parasiten dar, die auch die Rinder piesacken und Krankheiten verursachen können. Dicht gedrängt um die schwelende Feuerstelle schlafen die Rinder im Kral, um ausgeruht am nächsten Morgen wieder auf ihre weite Futtersuche zu gehen.

September - Bewaffnung

Mitten im abendlichen Geplauder betritt ein junger Mann die Hütte. Er muß sich tief bücken, niedrig ist der Eingang. Ihm folgt ein zweiter, etwas älterer Mann. Beide richten sich im Raum auf, stolze Erscheinungen, mit einem zum Turban gewickelten Stück Stoff auf dem Kopf. Die ausgebleichene Stoffbahn, die um die Hüfte geschwungen ist, wird von einem breiten Gürtel voller Taschen und Ösen mit Patronen gehalten. Beide haben ein Gewehr mitgebracht, beide stützen sich auf ihre Waffe, indem sie diese fast provozierend vor sich hinstellen, einen Arm darum legen und die Beine lässig kreuzen. Vielleicht halten es die anderen für Spazierstöcke, ich verlasse lieber die Hütte, zu eng ist mir der kleine Raum mit der handfesten Bedrohung geworden. *Ege Rufo*, die Mutter meiner *Bamira*, versteht meine Ängstlichkeit nicht.

Viele junge Männer tragen Gewehre. Kalaschnikows oder deren chinesische Variante, die sie vielleicht von Nachbarn erbeutet haben oder an die sie durch den langjährigen Bürgerkrieg gelangt sind. Alte Waffen, die oftmals in Kinderhänden liegen. Als ich beim Hüten der Rinder während einer kurzen Rast einem vielleicht

Vierzehnjährigen zweimal seinen Gewehrlauf wegschiebe, weil er diesen beim Gestikulieren immer wieder unbeabsichtigt auf mich richtet, ernte ich höhnisches Gelächter der umstehenden Hütejungen. Einzig *Armar*, *Bamiras* Bruder, begreift und deutet auf die Gewehröffnung. Diese ist mit einem Stoffetzen verschlossen. Auf meine Frage: "*kalaya kau?*", "keine Patronen?", nickt er. Viele Hütejungen tragen Gewehre, nur die wenigsten von ihnen können sich Patronen dafür besorgen. Vielmehr dient dieses sorgfältig geputzte und heißbegehrte Objekt dem Prestige und der Abschreckung.

Dennoch fallen während meines Aufenthaltes einige Male Schüsse, meistens nachts. Manchmal wird ein Tier erbeutet oder verjagt, das auf den Feldern Unheil anrichtet, manchmal gelten sie aber auch anderen Menschen, Nachbarn wie *Borana* oder *Tsamai*. Regelmäßig stiehlt eine Gruppe der anderen einige Rinder vor der Nase weg, als Rachezug für einen vorangegangenen Diebstahl durch die andere Seite. Dies ist ein schweres Vergehen, sind doch die Tiere das Aushängeschild. Diesmal wurden den *Arbore* über einhundert Rinder gestohlen. Die Täter, *Borana*, sind bekannt. Jedoch nützen alle Verhandlungen der chiefs und der Ältesten

nichts, um die Tiere zurückzuerlangen. Wenige Tage später kommen drei Wagen bewaffneter staatlicher Miliz an, die dafür sorgen soll, daß die Situation nicht eskaliert und in einen bewaffneten Kampf unter den benachbarten Ethnien ausartet. Hamar sollen an der Aktion auch beteiligt gewesen sein. Jeder rechtfertigt sich damit, daß der andere ihm auch schon einmal Rinder gestohlen hat. Man holt sich nur sein Eigentum zurück, als eine Art Ringtausch. Aber auch die Miliz kann die Borana nicht zur Rückgabe bewegen. Letztendlich sind es die täglichen Konferenzen der Ältesten, die nach fünf schier endlosen Wochen durch ihre ausdauernden Gespräche eine Rückgabe der Rinder durch die Borana aushandeln. Wenige Tage später werden die Tier auf Lastwagen zurückgebracht.

Der Streit zwischen Arbore und Borana ist Jahrhunderte alt. Wie so oft geht es um Land, Wasser, Rinder und Besitz. Hora beschreibt den Beginn des letzten Krieges mit den Borana, die im Jahr 1992 von den Bergen aus in sein Land einfielen. Er sagt: "Die Berge, das Land ringsum waren schwarz, *watti*, man konnte kaum noch Bäume sehen, so viele waren es...". Trotz der großen Friedenszeremonie 1993 scheint die Feindschaft zwischen Arbore

und Borana ungebrochen. Vielleicht ist diese jetzt etwas versteckter, wird seltener mit bewaffneten Mitteln ausgetragen. Aber ethnische Konflikte sind seit Jahrhunderten ein fester Bestandteil des alltäglichen Lebens überall in Äthiopien, wie anderswo auch, eine mittlerweile tradierte menschliche Handlungsweise.

Gelegentlich kommt es auch zu bewaffneten Auseinandersetzungen einzelner Arbore. Meist werden im Vorfeld nur wenige Rinder einer Familie gestohlen, oder Frauen bzw. Mädchen aus der Familie entführt oder aber verführt. Eine solche Tat verlangt Blutrache, die aus dem Sieger einen Helden macht. Eines Tages darf ich einen solchen Helden begutachten. Stolz werde ich in eine Hütte geführt, in der der tapfere Krieger auf einer Rinderhaut am Boden liegt und sichtlich Schmerzen hat. Seine ganze Brust ist mit unzähligen im Muster angeordneten kleinen Schnitten versehen, in die Asche gerieben wurde, damit sich später aufgewölbte Ziernarben ausbilden. Für jedermann sichtbar ein ewiges Zeichen dafür, daß dieser Mann einmal einen Feind, einen Borana, getötet hat.

Oktober - Generationen

Seit einigen Jahren haben sich in Arbore neue unbekannte Spannungsfelder zwischen den Generationen aufgetan. Diese Konflikte besonderer Art entwickeln sich derzeit durch Diskrepanzen zwischen der traditionellen Lebensweise auf der einen und den Veränderungen durch die Moderne auf der anderen Seite. Die Gesellschaft der Arbore befindet sich Umbruch und es wird für die Beteiligten sehr schwierig werden, einen richtigen Weg zu finden.

Einfluß auf diese Veränderungen haben fast ausschließlich die Männer. Frauen oder Mädchen, wie Lagó hier auf dem Bild, können kaum aktiv an der Entwicklung teilhaben und so stellen sie das konstante Element im traditionell geführten Alltag dar. Durch diese Ausgrenzung jedoch sind, neben den Spannungen zwischen den Generationen, auch familiäre Konflikte vorprogrammiert.

Einige wenige junge Männer haben in der nächstliegenden Stadt eine schulische Grundausbildung erhalten, durch die sie amharisch lesen und schreiben können. Ihre Kleidung und ihr öffentliches Gebaren weisen darauf hin, wie stolz sie auf diese Fähigkeiten

sind. Fast demonstrativ sieht man einzelne von ihnen manchmal vor der Hütte sitzen und eine alte Zeitung lesen. Aus dem traditionellen Leben sind sie durch ihre besonderen Kenntnisse sowohl physisch als auch geistig entfernt. Es gibt Momente, wo man ihren Gesichtern ansieht, in welchem Zwiespalt sie sich befinden. Voller Wehmut denken sie an vergangene Zeiten, wo sie in Gewohnheit, Regelmäßigkeit und Vorbestimmung ihr alltägliches Glück gefunden haben. Auf der anderen Seite träumen sie von den modernen Dingen, die sie auf ihren Reisen kennengelernt haben - von Anzügen, Turnschuhen, Radios, Taschenlampen, Autos...und von dem Geld, daß sie für deren Kauf benötigen. Doch diese Neuerungen sind nicht immer positiv. Es ist immer ein unsagbar trauriges Bild, wenn einer der sonst so stolzen Männer der Arbore betrunken durch das abendliche Dorf wankt, weil er den hohen Alkoholgehalt des neuartigen Gebräus nicht vertragen kann.

Auch Gummadi, der Onkel von Lagó, hat vor einigen Jahren lesen und schreiben gelernt. Er gehört zu dem gleichen Clan wie meine Familie und obwohl seine Hütte gleich neben der unsrigen steht, sehe ich ihn nur selten. Gummadi hat sich ebenfalls entfremdet. Der Widerspruch zwischen dem Halt im alten traditionellen Leben

und dem Drang nach Innovation läßt den jungen Mann einen neuen eigenen Weg suchen, aber nicht finden. Die Unfähigkeit all seine Wünsche nach familiärer Geborgenheit und technischen und sozialen Neuerungen unter einen Hut zu bringen, läßt ihn häufig unglücklich und unausgeglichen erscheinen. Als Statussymbol trägt er sein Kofferradio mit sich herum, das mangels Empfang und Batterien nur schnarrt und rauscht. Gummadi bleibt bei einem Gespräch mit Grazmach, dem ehemaligen politischen chief, auf einem kleinen Hügel stehen. Er spricht die ganze Zeit von oben herab mit dem alten ehrwürdigen Mann, unterbricht ihn sogar einige Male. Aber Gummadi ist unsicher, seine augenscheinliche Respektlosigkeit gründet auf seiner Unfähigkeit, seine besondere Position in der Gesellschaft und die daraus resultierenden speziellen Verhaltensweisen miteinander zu vereinbaren. Die nächsten Jahre werden diesen Generationskonflikt noch weiter ausweiten.

November – Ege, die Mutter

Die große Dorfpolitik machen die Männer. Nur sie dürfen innerhalb der *baras*, den rituellen Unterständen vor dem Dorf, sitzen und über besondere Begebenheiten richten und die für alle Clans verbindlichen Entscheidungen treffen. Sind solche Versammlungen nicht gefragt oder notwendig, verschwinden die Männer oft tagsüber, vorausgesetzt ihre Arbeitskraft wird nicht unbedingt benötigt. Ich frage Bali, was die Männer heute den ganzen Tag gemacht haben. Sichtlich vergnügt berichtet er nur "Schlapp, Schlapp", was soviel wie "große Gespräche" bedeutet. Aber dieses männliche Palaver ist im Moment sehr wichtig, denn Arbore, Hamar und Borana entscheiden gemeinsam, wie sie den vor einigen Tagen stattgefundenen Viehdiebstahl der Borana regeln wollen. Es geht um bewaffneten Kampf oder freiwillige Rückgabe.

Ege, die Mutter meiner Familie, scheint dieser Konflikt wenig zu berühren. Wie alle Mütter muß sie die Familie zusammenhalten, den Alltag organisieren und sich um die kleinen täglichen Probleme kümmern. Ihr Arbeitstag beginnt vor 6.00 Uhr und endet erst gegen Mitternacht. Nur mittags, während der größten Hitze, gönnt

sie sich etwas Ruhe. Hektik ist ihr gänzlich fremd, ebenso wie eine starre Planung des Arbeitsalltags. Flexibilität ist eine ihrer wichtigsten Eigenschaften, um die Versorgung der ganzen Familie in dieser schwierigen Umwelt zu gewährleisten.

Mittlerweile sind *ege* Rufo und ich uns sehr nahe gekommen, da ich durch die Geburt meines Sohnes einen ähnlichen sozialen Status habe wie sie. Ich darf sie *ingó*, Mutterschwester, rufen und sie scheint stolz darüber zu sein, wenn die anderen Frauen hören, wie ich sie nenne. *Ingó* hat acht Kinder und wenn *waqa* es so will, wird er ihr noch mehr schenken. Auf meine Frage hin nennt sie jeden einzelnen Namen - Armar, Rufo, Lago, Niro, Daadi... und biegt für jeden genannten einen Finger um. Zu guter letzt hält sie die acht Finger in die Höhe und ich weiß immer noch nicht, ob sie nicht zählen kann, oder ob die Arbore keine Lebewesen zählen, sondern bloß benennen dürfen. Dieses Phänomen habe ich schon an anderen Stellen beobachtet, sei es bei Armar mit seinen Rindern, Grazmach mit seinen Frauen oder eben *ingó* mit ihren Kindern.

Ingó ist eine starke Frau und ich bewundere ihre Heiterkeit und Leichtigkeit, mit der sie den Familienalltag managt. Der Tod ihres Mannes vor damals sieben Monaten scheint nicht allzuviel in ihrem Leben verändert zu haben. Einige rituelle Handlungen hat Armar, ihr ältester im Haus lebender Sohn jetzt übernommen und ihr *ka'im*, ihr langjähriger Geliebter, darf jetzt fast öffentlich in der Hütte ein und aus gehen. *Bamira* scheint das nicht zu passen und sie verläßt demonstrativ die Hütte wenn er kommt. Aber die drei Jüngsten freuen sich, wenn ihr richtiger Vater zu Besuch ist. *Ingó* hat mir von ihrem heimlichen Verhältnis erzählt, aus dem ihre drei jüngsten Kinder stammen. Ihr Ehemann lebte noch zu dem Zeitpunkt, als sie geboren wurden. Aber in Arbore ist es, wie anderswo auch, schier unmöglich, eine solch fruchtbare und lang anhaltende Affäre über mindestens neun Jahre hinweg vor den anderen geheim zu halten. Hora hatte mir berichtet, daß solch eine Verhaltensweise tabu ist und schwer geahndet wird. Im Gegensatz zu seinem theoretischen Grundsatz scheint dieses Verhältnis hier niemanden groß gestört zu haben. Selbst die Ehefrau ihres Geliebten nicht. *Ingó* und sie sind beste Freundinnen, die

anscheinend im wahrsten Sinne des Wortes alles miteinander teilen.

In Arbore ist *ingó* für mich Mutter und Vertraute zugleich. Meine Fremdartigkeit stört sie augenscheinlich kaum. Wenn ich voller Bewunderung an sie denke, dann in erster Linie daran, mit welcher Selbstverständlichkeit sie sofort Verantwortung für mich übernommen hat. Auf einmal ist ein Familienmitglied mehr vorhanden, das nicht nur versorgt werden muß, sondern das viele merkwürdige Fragen beantwortet haben will und auch vor den vielen Fettnäpfchen oder gar Gefahren bewahrt werden muß. Ich hoffe, es ist keine einseitige Beziehung und ich habe *ingó* meine Dankbarkeit zeigen können.

Dezember - Tänze

Sehnsüchtig warten alle auf den Beginn der Regenzeit. Abends, wenn die Hitze langsam nachläßt und die gesamte Familie vor der Hütte sitzt, ist das Gefühl der Geborgenheit vollkommen. Wir erzählen vom Tag, lauschen auf die Geräusche in der Savanne, die

älteren Jungen und Mädchen ziehen von Hütte zu Hütte, um Freunde und Verwandte zu besuchen.

Heute ist wieder Tanz. Der Vollmond, der erst weit nach Mitternacht aufgehen wird, scheint so hell, daß ich ohne weiteres Lila und Türkis auf meinem Schlafsack voneinander unterscheiden kann. Heute nacht werden die unverheirateten Jungen und Mädchen wieder tanzen. *Bamira* nimmt mich mit auf den langen Weg ihrer Vorbereitungen. Sie besucht Freundinnen, zum fünften Mal essen wir einige Hirseröllchen und trinken die rauchig schmeckende Milch. Nach zwei Stunden bin ich satt und müde, aber *bamirtaw* ist in ihrer Energie nicht zu bremsen. Sie zieht mit einigen Freundinnen weiter. Die Mädchen fassen sich an den Händen und tuscheln über den neuesten Klatsch. Sie ziehen immer engere Kreise um den *naab*, den zentralen Dorfplatz, wo der Tanz stattfinden wird. Es scheint fast so, als wolle niemand erster auf der Tanzarena sein. Hier und da schnorren die *harratés* für ihre Haut noch etwas Butter zum einsalben. Sie tauschen und erquengeln sich von Verwandten und Bekannten noch einige Perlen und Ketten und geben damit ihrem outfit den letzten Schliff.

Jede will die Schönste sein, denn die jungen Männer werden sehr darauf achten, wie sich ihre *harratés* herausgeputzt haben.

Erst kurz vor Mitternacht geht es richtig los. Den Ton geben die Jungen an, die Arm in Arm in einem großen Halbkreis auf und ab springen. Ihr Gesang "*kurré, kurré...*", "Tanz, Tanz..." ist weithin zu hören, die laue Luft trägt ihn bis über den Fluß. Ihr Tanz kennt und braucht keine weiteren Hilfsmittel wie Trommeln oder Flöten. Alle springen im Takt auf und ab. Einziges Instrument sind die dicken Eisenringe, die um die Füße der *harratés* geschmiedet sind und im Rhythmus mitklirren. Die Mädchen zieren sich am Anfang etwas, kichern viel, laufen nach wenigen Sprüngen sofort von der Tanzfläche um doch gleich wieder vom Rhythmus und Gesang der Tänzer angezogen zu werden. Allmählich werden sie mutiger und bilden dreier oder größere Grüppchen, die sich mit den Armen am Rücken umschlungen halten. Die tanzenden *harratés* suchen sich ihre Favoriten unter den Tänzern aus und springen gemeinsam vor diesen auf und ab. Nach 10 bis 20 Sprüngen hören sie auf, ziehen sich zurück und bilden teilweise neue Grüppchen. Das Spiel beginnt von vorn. Der Tanz wird immer ausgelassener und ausdauernder, der Gesang klangvoller und lauter. Die Jungen

haben jetzt einen Vorsänger, der den Tanz kraftvoll melodisch untermalt.

Eine Stunde nach Mitternacht ist der Höhepunkt noch nicht erreicht. Unermüdlich, fast die ganze Nacht hindurch werden sie tanzen. *Bamira* wird morgen wegen ihrer von den Fußringen aufgeschabten Knöchel jammern und mürrisch und unausgeschlafen den Tag beginnen. Aber auch in der darauffolgenden Nacht wird sie wieder tanzen. Dies ist die einzige Möglichkeit ihrem Liebsten Badako in der Öffentlichkeit nahe zu sein.

Nach zwei Stunden schleiche ich mich müde zu meinem Schlafplatz. Ich bin froh, daß ich draußen auf dem *kon* schlafen kann. Diese leichtgebaute Schlafplattform in ungefähr drei Metern Höhe soll in und nach der Regenzeit Schutz vor den Moskitos und vor allen Dingen der malariabringenden *Anopheles* geben. Jetzt, zum Ende der Trockenperiode, gibt es keine Mücken und ich habe den *kon* für mich allein. *Ege*, meine Mutter, lächelt immer über mein Bedürfnis, im Freien zu schlafen. Aber seit wenigen Tagen gibt es wieder die *saab*, fast handlange fleischfarbene Spinnentiere

mit länglichem Körper und gefährlichen Mundwerkzeugen, deren Biß sehr giftig ist. Die Tiere, auferstanden durch die ersten Regentropfen der Saison, kriechen nachts aus ihren Löchern und rennen im scharfen Zickzack durch das Dorf. Diese eigentümliche Bewegung läßt jeden die *saab* im Licht des Mondes schnell erkennen. "*Saab, saab*" kreischen die Entdecker und wir führen einen Indianertanz auf, um das flinke Ungeheuer mit Tritten zu erledigen. Unsere außerordentlich komischen Bewegungen dabei sorgen immer für Gelächter.

Ege sagt, in der Hütte gäbe es keine Taranteln. Aber ich rede mich mit den angeblichen bösen Geistern der Dunkelheit heraus, damit ich auf meinem geliebten *kon* nächtigen kann. Nichts ist schöner als dort oben zu liegen und vom Wind in den Schlaf geschaukelt zu werden. Vom Dorfplatz her höre ich immer noch den Gesang der Tänzer, der allmählich leiser wird.